

Neue Zürcher Zeitung

Gegenwart und Zukunft des Zürcher Schauspielhauses: «Autoritäres Gehabe und Kuschertum führen nicht zu lebendiger Kunst»

Die Corona-Pandemie nötigt dem Schauspielhaus eine Pause auf. Die beiden Intendanten Benjamin von Blomberg und Nicolas Stemann sprechen mit Ueli Bernays über die Überwindung der Krise und über die Zukunft des Stadttheaters.

Ueli Bernays

18.03.2021, 05.30 Uhr



Benjamin von Blomberg und Nicolas Stemann (von links) sind verliebt in den Pfauen.

Gina Folly

Benjamin von Blomberg, Nicolas Stemann, seit 2019 leiten Sie das Zürcher Schauspielhaus. Wie gefällt es Ihnen eigentlich in Zürich?

Nicolas Stemann: Viel besser, als ich das erwartet habe. Ich dachte immer, ich müsse in ganz grossen Städten wohnen, Berlin sei eigentlich schon etwas zu provinziell. Das stimmt aber nicht. Man lernt in einer kleinen Stadt eher mehr Leute kennen als weniger. Die Menschen, die einen interessieren, begegnen einem schneller. Zürich ist ein Hybrid: Man hat hier kulturell alles, Kunst, Museen, Theater. Es ist aber überschaubar von der Grösse und damit nicht so anstrengend. Allerdings kostet es einen hohen Eintritt. Wenn man sich diesen aber leisten kann, kann man hier ein tolles Leben führen.

Benjamin von Blomberg: Ich bin glücklich, hier zu leben. Ein paar negative Vorurteile haben sich allerdings doch bewahrheitet. Es ist ja fast langweilig, das zu sagen. Aber es ist hier einfach alles sehr teuer. Das hat einen Einfluss auf die Künstler, die in dieser Stadt wohnen. Selbst wir am subventionierten Schauspielhaus mit über 300 Mitarbeitenden und hohen Fixkosten kämpfen immer wieder mit den Budgets, auf der freien Szene lastet aber ein ganz anderer Druck! Und da hilft es nicht, dass Wohnräume und Ateliers so teuer sind, das macht Zürich für junge Künstler nicht gerade attraktiv. Aber Hand aufs Herz: Ich komme auch noch immer erst an in Zürich. Allerdings traue ich mir dieses Urteil bereits zu: So, wie im letzten Schweizer «Tatort» dargestellt, ist es hier nicht! Da war ich schon fassungslos.

Wie ist Ihr Kontakt zum Zürcher Theaterpublikum? Reagiert es hier anders als beispielsweise in München, wo Sie zuvor waren?

Stemann: Das Zürcher Publikum ist offener und progressiver. Die Leute wollen etwas erleben, und wenn sie etwas erleben, dann erzählen sie es weiter. Die Offenheit ist vielleicht damit zu erklären, dass die Zürcher allgemein viel mehr herkommen als die Münchner.

Von Blomberg: Ich glaube, dass wir am Anfang einen guten Ton getroffen haben. Wir sind nicht aufgetrumpft, haben aber selbstbewusst gezeigt, dass wir etwas können. Das wurde geschätzt. Jetzt im Lockdown haben wir das Publikum natürlich nicht ganz so gut spüren können. Wie leidenschaftlich die Bindung ist, wird sich nach Corona zeigen.

Das Ende der Corona-Krise ist ja noch nicht absehbar. Was läuft jetzt aber im Schauspielhaus?

Stemann: Im Februar hatten wir hier einen kompletten Lockdown im Betrieb und nur Online-Formate für unser Publikum. Wir wollten damit ein Zeichen setzen. All diese Halb-Lockdowns scheinen ja einerseits nur dazu geführt zu haben, dass sich die Pandemie auf unbestimmte Zeiten verlängerte. Andererseits fanden wir es absurd, dass Kulturbetriebe nicht spielen sollten, während man in Skigebieten volle Gondeln fahren liess. Nun versuchen wir Stück für Stück zurückzukehren. Seit Mitte März zeigen wir

im Pfauen Ausstellungen, führen die «Tender Talks» weiter und auch «Open Call Open Haus» für freie Künstlerinnen und Künstler. An Ostern sind wir mit einem «Faust»-Happening in der Kirche Fraumünster eingeladen. Und nachdem wir überraschend gute Erfahrungen mit Streaming gemacht haben, werden wir einzelne Stücke auch wieder live streamen.

Von Blomberg: Wir operieren jetzt – zum wiederholten Mal, muss man sagen – mit einem Plan A und einem Plan B. Wir haben einen Spielplan für April, der davon ausgeht, dass man wieder vor Publikum spielen kann. Aber wir wären auch vorbereitet, wenn die Fallzahlen weiterhin zu hoch dafür blieben.

«Wie können wir nach der Dunkelheit wieder Gemeinschaft herstellen? Eine These: Es braucht ein wärmendes Feuer!»

Die Saison geht noch bis Juni. Darf man in dieser Zeit noch mit neuen Premieren im eigentlichen Sinne rechnen?

Von Blomberg: Ja doch! Für April sind zwei Premieren geplant: Leonie Böhm bringt «Schwestern» nach Anton Tschechows «Drei Schwestern» heraus, eine Produktion, die schon für Januar geplant war. Das Stück ist unterdessen auf einen Monolog des Schauspielers Lukas Vögler verdichtet worden. Alles kreist um den Wunsch, sich endlich aus einer bedrängenden Situation zu befreien, und

dabei nicht richtig zu wissen, ob die Kraft dazu reicht, sich und die Verhältnisse tatsächlich zu verändern. Und Ende April kommt dann Alexander Giesches Premiere seiner Arbeit «Afterhour» in der Schiffbau-Box. Die zentrale Frage hier: Wie können wir nach der Dunkelheit wieder Gemeinschaft herstellen? Eine These: Es braucht ein wärmendes Feuer!

Und diese Premieren würden schlimmstenfalls nur gestreamt?

Stemann: Ja, es hat sich eigentlich bewährt, und wir wissen jetzt auch, wie's geht. Leonie Böhms Premiere werden wir auf jeden Fall live streamen. Alexander Giesches Uraufführung ist für Publikum im Raum gedacht.

Wie gross ist der Überhang der laufenden Saison in die nächste?

Stemann: Vieles, was in dieser Saison hätte stattfinden sollen, wird nun tatsächlich in die nächste verschoben. Zum Beispiel meine Inszenierung von «Der Besuch der alten Dame». Ich habe die ganze Saison durchgearbeitet, mehrere Stücke durchgeprobt ohne eine einzige Premiere. Das Einzige, was ich tatsächlich zeigen konnte, waren die «Corona-Passionsspiele» – meine musikalische Corona-Chronik, ein «work in progress», das nie vorgesehen war. So gesehen, passt es zu dieser Zeit und hält mich gerade am Leben. So lange uns Corona so im Griff hat, wird dieses Projekt auf jeden Fall weitergehen und weiterwachsen.

«Ich habe schon an vielen Theatern gearbeitet. Aber so schwierige technische Bedingungen habe ich nie angetroffen in vergleichbaren Häusern.»

Von Blomberg: Immerhin können wir so jetzt schon verraten, was nächste Saison unsere Eröffnungen sein werden: «Der Besuch der alten Dame» von Nicolas Stemann, «Orpheus» von Wu Tsang und David Foster Wallace' «Kurze Interviews mit fiesen Typen» in der Inszenierung von Yana Ross. Das wird so richtig gut!

Der Theaterbetrieb mag derzeit eingeschränkt sein. Das Schauspielhaus sorgt dennoch für Aufregung. Es geht um den Pfauensaal, der saniert werden soll. Die Frage ist, wie weit er dabei erneuert werden darf. Was ist Ihre Ansicht?

Stemann: Die Debatte hat begonnen, bevor wir nach Zürich berufen wurden, und das Ergebnis der Debatte wird zu einer Zeit umgesetzt werden, da wir wahrscheinlich wieder weg sind. Wir sprechen also sozusagen als neutrale Beobachter, obwohl wir jetzt gerade an diesem Theater arbeiten. Meiner Meinung nach ist es unumstritten, dass eine Sanierung des Saals nötig ist. Und wenn man sanieren muss, liegt es auf der Hand, gewisse technische Probleme, die den Betrieb hier behindern, zu beheben. Ich habe schon an vielen Theatern gearbeitet. Aber so schwierige technische Bedingungen habe ich nie angetroffen in vergleichbaren Häusern.

Aber es hat jedenfalls Ihre Entscheidung, nach Zürich zu kommen, nicht beeinflusst?

Von Blomberg: Manchmal verliebt man sich in eine Wohnung, und wenn man dann eingezogen ist, merkt man, dass der Strassenlärm doch viel lauter ist als gedacht. Wir sind in den Pfauen verliebt und haben trotzdem auch gemerkt, was er einem abverlangt. Ich bin immer wieder konfrontiert mit der Frustration von Künstlerinnen, Künstlern und Technikern, für die die Bedingungen einfach nicht stimmen. Bühnenaufbau und -abbau etwa brauchen zu viel Zeit, die fehlt dann bei der Probenarbeit. Ausserdem ist die Sicht auf die Bühne zum Teil schlecht, die Akustik ist miserabel, es gibt keine Beinfreiheit, von Barrierefreiheit des Pfauen gar nicht zu sprechen: keine Rampe, nichts! Das sind alles Probleme, die sich zwar nicht auf der Ebene grosser Emotionen verhandeln lassen. Sie sind komplizierter und detaillierter, als es Hammersätze wie «Weg damit!» oder «Rettet ihn!» ausdrücken könnten. Aber diese Probleme müssen auf den Tisch, damit dieser Ort attraktiv bleibt. Manchmal aber denke ich, die Debatte zur Sanierung finde zur Unzeit statt. Die Menschen sind ohnehin schon in Aufruhr, weil sich gerade alles so radikal schnell verändert.

Stemann: An sich finde ich es aber erfreulich, dass sich in Zürich viele für dieses Theater engagieren und grosse Emotionen damit verbinden. Und was den Saal betrifft, so finde ich auch, dass es eine historische Aufladung gibt, die man ernst nehmen muss. Gerade auf das antifaschistische Erbe des Saals lege ich auch grossen Wert. Ich bin mir

ziemlich sicher, dass es am Ende der Debatte eine vernünftige Lösung geben wird, welche diesem Punkt gerecht wird.

Ist von den technischen und räumlichen Problemen die Rede, sagen die Gegner eines Neubaus: Früher war es auch gut genug! Und unterdessen haben die Theatermacher hier ja den Vorteil, dass sie mit dem Schiffbau über ein weiteres Haus verfügen. Was also entginge dem Zürcher Theaterpublikum, sollte der Pfauen nur leicht saniert werden?

Von Blomberg: Gewisse Regisseure würden hier einfach nicht mehr inszenieren. Schon jetzt wollen alle in den Schiffbau. Ich weiss nicht, ob beispielsweise ein Peter Zadek heute mit den Probezeiten im Pfauen noch zurechtkäme.

Stemann: Christoph Marthaler hat hier kürzlich zwar wieder gearbeitet. Aber wir mussten ihn fast in den Pfauen zwingen. Alexander Giesche, der jetzt mit seinem «Der Mensch erscheint im Holozän» ans Theatertreffen Berlin eingeladen wurde, hatte einen unendlichen Kampf mit seiner technisch sehr anspruchsvollen Produktion im Pfauen.

Die Diskussion um die Pfauen-Sanierung dreht sich um Architektur. Aber geht es vielleicht nicht auch um ein Bedürfnis nach Geschichte und Tradition? Kommt die Klassik zu kurz im zeitgenössischen Theater?

Von Blomberg: Was auch immer das heisst: Klassik! Im zeitgenössischen Theater ging es immer darum, einerseits neue Klassiker zu schaffen! Und sich andererseits zu Texten ins Verhältnis zu setzen, die wiedergelesen werden wollen – so wie es beispielsweise Nicolas tut. Er ist ja doch berühmt für seinen «Faust», und ab nächster Saison wird «Der Besuch der alten Dame» für Gesprächsstoff sorgen, da bin ich sicher.

Stemann: Ich finde auch, dass wir exemplarisch zeigen, wie Theater immer ein Spannungsverhältnis schafft zwischen der unmittelbaren Gegenwart und einer kanonischen Vergangenheit. Dieser Spagat ist dem Theater eingeschrieben. Und wenn man etwas über die Gegenwart machen möchte, hilft es eben, wenn man sich mythischer oder klassisch-literarischer Stoffe bedient, um einen anderen Blick auf das Thema zu werfen, als es die Tagespresse tut.

Neue Inszenierungen setzten meistens die Kenntnis eines Originals voraus, gehen aber über die ursprüngliche Form hinweg – mit eigener Sprache, eigenen Assoziationen und oft auch mit persiflierenden Verfahren. Ist das nicht elitär?

Stemann: Für meine Arbeit mit Klassikern nehme ich in Anspruch, dass man sie auf verschiedenen Levels rezipieren kann. Auch Leute, die das Stück nicht kennen, können folgen. Gleichzeitig glaube ich, dass gerade so eine Arbeit wie «Faust» auch das Bedürfnis nach Literaturpflege erfüllt. Und letztlich stossen meine Arbeiten meist in sehr

unelitäre Zonen vor – ob es sich nun um ein Musical handelt oder um einen Songzyklus.

Bei Normalbetrieb sind Sie als Intendanten mit der kurz- und mittelfristigen Planung beschäftigt. Haben die Corona-Krise und der Lockdown Ihnen Gelegenheit geboten, längerfristig zu denken und neue Ideen zur Zukunft des Theaters zu entwickeln?

Von Blomberg: Was unsere Arbeit prinzipiell ins Zentrum stellt, ist die Frage, wie wir die Relevanz von zeitgenössischem Theater immer wieder verlebendigen können. Platt gesagt: Wie gestaltet man diese Kunstform so, dass sie heute noch Menschen interessiert? In der Zeit, da man jetzt aus dem Tagesgeschehen rausgeworfen worden ist, hat man sich diese Fragen nochmals geschärft gestellt. Dabei haben die Erfahrungen im Corona-Ausnahmestand auch neue Einsichten gebracht. Ich habe anfangs über Streaming geschimpft und bin auch nach wie vor nicht immer künstlerisch davon überzeugt, habe unterdessen aber interessante Rückmeldungen erhalten. Manche sagten: «Ich fand's echt toll, und das Tollste war, dass ich dafür nicht ins Theater gehen musste!» Der Satz tönt polemisch, aber ich verstehe ihn. Es gibt Leute, die gehen nicht gerne ins Theater, Punkt! Weil ihnen zum Beispiel der Dresscode nicht gefällt, weil sie das Gefühl haben, das Theater sei abgehoben oder veraltet, es habe nichts mit ihrer Lebenswirklichkeit zu tun, sei schlicht nicht für sie. Ich muss zugeben, dass mich das schon immer umgetrieben hat. Dank Streaming haben mehr Menschen und andere Menschen unser Theater gesehen. Und das ist

die grosse Herausforderung: Wie kriegen wir es hin, dass Menschen sich für Theater zu interessieren beginnen, die uns nicht eh schon für sich entdeckt haben?

Stemann: Auf diese Frage haben wir aber schon früher ein paar Antworten gefunden, schon vor Corona ging es uns um eine Erweiterung des Theaterbegriffs. Das zeigt sich schon im Team unserer Regisseure: Wu Tsang ist bildende Künstlerin und Filmemacherin, Trajal Harrell kommt als Choreograf weitgehend ohne gesprochene Sprache aus, ich mache neben Theater auch viel Musik. Wir setzen also auf verschiedene Mischformen. Im Corona-Jahr habe ich gemerkt, dass auch eine Kolumne in der Zeitung, ein Song oder ein Buch eine Art Bühne sein können – all diese Medien habe ich bespielt, als Erweiterung des eigentlichen Theaters.

Von Blomberg: Noch ein weiterer Punkt: Wir haben wieder gemerkt, was für tolle Künstler wir hier haben, weil gerade in dieser schwierigen Zeit so gute Arbeiten entstanden sind. Ich kann nicht alles nennen und spreche auch gar nicht nur von den zwei Einladungen zum Theatertreffen. Aber haben Sie Christopher Rüpings «Dekalog» gesehen? Wu Tsangs Film «The Show is Over»? Ich bin richtig stolz. Und noch ein Thema, das ich ansprechen möchte, es hat nicht nur indirekt mit dem Theater zu tun: In der Krise werden die sozialen Gräben und Verwerfungen noch schärfer sichtbar. Das zwingt uns, darüber nachzudenken, was für Privilegien wir haben und wie wir sie nutzen, gerade auch in den Institutionen. Und wie kriegen wir es hin, dass das Theater ein Ort ist für alle?

«In einer Institution wie dem Schauspielhaus braucht es heute unbedingt ein System von <checks and balances>.»

Die Macht ist auch am Theater ungleich verteilt. Kann man nicht sagen, dass Schauspieler, in dem Masse, wie Regisseure wichtiger wurden, an Einfluss und Status verloren haben?

Stemann: Das ist eine Entwicklung, die schon vor langer Zeit angefangen hat. Da gab es plötzlich diese Regietitanen. Unsere Generation ist ja eher wieder um eine kollektivere Arbeitsweise bemüht. Die Zuschauer gehen doch ins Theater, um Menschen auf der Bühne zu sehen, Schauspieler – und freuen sich, wenn sie diese kennen.

Der Schweizerische Bühnenkünstlerverband hat unter seinen Mitgliedern kürzlich eine Umfrage durchgeführt. Gemäss der Studie haben 80 Prozent aller Teilnehmenden in den letzten zwei Berufsjahren Mobbing und sexuelle Übergriffe erlebt, 69 Prozent davon waren Frauen. Wie ist die Situation am Schauspielhaus? Wie haben Sie als Intendanten auf die Studie reagiert?

Von Blomberg: In einer Institution wie dem Schauspielhaus braucht es heute unbedingt ein System von «checks and balances», es braucht anonyme Ombudsstellen, barrierefreie Anlaufstellen. Die gab's lange nicht, aber die gibt es unterdessen. Wir müssen aber weiterhin superfeine Antennen haben.

Stemann: Das sind erschreckende Zahlen. Sicher: Theater ist mit seiner Mischung aus intimer künstlerischer Zusammenarbeit und Abhängigkeitsverhältnissen ein Feld, das Machtmissbrauch begünstigt. Das alles trifft auf traditionell steile Hierarchien zu und wird von «genialer Kunst, die eben Opfer fordert» oder ähnlichen Konstrukten kaschiert. Wir arbeiten daran, diese Strukturen zu verändern, die Hierarchien abzuflachen, die Prozesse kollektiver und transparenter zu gestalten. Wir hoffen, auf diese Art diesen Missständen entgegenarbeiten zu können. Für mich ist der Prozess im Theater immer kollektiv. Autoritäres Gehabe und Kuschertum führen nicht zu lebendiger Kunst.

Mehr zum Thema



Gegenwart und Zukunft des Zürcher Schauspielhauses: «Autoritäres Gehabe und Kuschertum führen nicht zu lebendiger Kunst»

Die Corona-Pandemie nötigt dem Schauspielhaus eine Pause auf. Die beiden Intendanten Benjamin von Blomberg und Nicolas Stemann sprechen mit Ueli Bernays über die Überwindung der Krise und über die Zukunft des Stadttheaters.

Ueli Bernays vor 3 Stunden



INTERVIEW

«Ich fürchte mich vor Ignoranz und Vorurteilen» – Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg über ihre Intendanz am Zürcher Schauspielhaus

Am Zürcher Schauspielhaus weht ab Herbst ein neuer, internationaler Wind: Die designierten Intendanten Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg erzählen im Interview, wie sie die Blase «Theater» durchstossen wollen.

Daniele Muscionico 25.01.2019



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von

Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.